

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Der Maler Hermann Hesse
Autor: Ueber Wasser, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573894>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hermann Hesse, Montagnola.

Sicht übers Tal. Aquarell.

Der Maler Hermann Hesse.*)

Von Walter Ueber Wasser, Riehen bei Basel.

„Den letzten Sommer seines Lebens brachte der Maler Klingsor, im Alter von zweiundvierzig Jahren, in jenen südlichen Gegenden in der Nähe von Pampambio, Karenò und Laguno hin, die er schon in früheren Jahren geliebt und oft besucht hatte. Dort entstanden seine letzten Bilder, jene freien Paraphrasen zu den Formen der Erscheinungswelt, jene seltsamen, leuchtenden und doch stillen, traumstillen Bilder mit den gebogenen Bäumen und pflanzenhaften Häusern, welche von den Kennern denen seiner „klassischen“ Zeit vorgezogen werden. Seine Palette zeigte damals nur noch wenige, sehr leuchtende Farben: Cadmium gelb und rot, Veronesergrün, Emerald, Kobalt, Kobaltviolett, französischer Zimmober, Geraniumlack und helles Eilido-Rot. — Die Nachricht von Klingsors Tode erschreckte seine Freunde

im Spätherbst. Manche seiner Briefe hatten Vorahnungen oder Todeswünsche enthalten.“

So beginnt Hermann Hesse, der im Süden unseres Landes, im Tessin, in der Nähe von Carona und Lugano wohnt, eine Novelle, die er im vorigen Jahre schrieb. Es ist eine eigenwillige sprühende Erzählung von dem Leben eines Malers in der hellen Sommerzeit, von dem zehnfach durstigen Genießen des Lichtes, der Farben, der Blüten und Früchte, und der Menschen. Aber sie beginnt, sie hat zur Voraussetzung — den Tod. Und wenn man von Hermann Hesses Kunst berichten will, von seiner liebenden Gewalt nicht mehr nur dichtend, sondern nun auch malend die Welt, die Seelen und sich selbst zu erfassen — dann muß man mit dem Tod beginnen: Jene Novelle ist eine fühe, wilde und doch manchmal so müde Um-

*) Mit sechs Reproduktionen im Text.

dichtung der eigenen Lebensverwandlung. Es geschieht ja nicht von ungefähr, wenn einer unserer liebenswürdigsten Dichter und glänzendsten Erzähler, der Hermann Hesse war, plötzlich mit vierzig Jahren in sich den Drang spürt, zu malen, was er bis dahin nie tat; in einem Alter, wo andere anfangen, es sich in ihrem erworbenen Ruhme behaglich zu machen.

Der Tod — man tut im Leben oft so, als ob er nicht kommen würde, und tut gegenwärtig oft so, als ob er nicht dagewesen wäre. Und doch ist der große Krieg, der an uns vorübergegangen ist, für die Menschen, die ihn erlebt haben, eine Wandlung gewesen, als ob sie lebend durch den Tod hindurchgegangen wären — und alle Begriffe hätten sich ihnen verändert und würden von einer andern Seite gesehen; aus einem Sommer wurde ein Winter, und flüssiges Wasser erscheint wie hartes Eis oder wie flüchtiger Dampf. Wo so alles sich wechselt und die Dinge keinen Namen mehr haben, mit dem man sie festhalten könnte, erscheint es da nicht begreiflich, daß ein Mensch, der, wie Hermann Hesse in jedem seiner Gedichte, so viel Empfindung hatte für die Wandlung und Verwandlung der Dinge bis in die tote Verfinsternis oder in die glückliche Erleuchtung, — daß dieser sich einmal abföhrt von dem „nur Begriff“, „nur Na-

men“, „nur Klang“, um sich einmal ganz der Erscheinung dem wunderbaren Heute-Sein und auch Morgen-Sein hinzugeben? Hesse begann zu malen. Vielleicht einen Augenblick aus Angst vor der Verfluchtung jeglicher festen Realität, dann aber mit der unheimlichen Freude des Menschen, dem sich die Welt auf eine neue Weise auftut, dem die Augen aufgehen, der sieht. Mit welcher Begeisterung rief einst Goethe aus und immer wieder aus nach seinen deutschen Irrfahrten: „Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernstern Epoche vorspukten. Jetzt sehe ich, jetzt genieße ich erst.“ Das war in Rom. Nicht zufällig ist es, daß Hesse, gedrängt aus unserer zerstörerischen wilden Zeit herauszukommen, die hellen Gegenden des Tessin aufgesucht hat, wo südliches Menschentum kindlicher und sündloser sich seinem Erleben, seinem Schauen darbot. Dort malte Hermann Hesse.

Und wunderbar: da er es tut, da er helle wonnige Bildchen malt von den Bergen und Wolken und den Städtchen und Dörfern auf den grünen Hügeln, steht er schon auf der andern Seite; nicht mehr in der Todeszerstörung, sondern in der neuen Schöpfung; — ist ihm „Natur“ nicht mehr die fremde von uns getrennte, sich hart an hart absehende Wirklichkeit (in der Kanonen und Fabriken die größte Rolle spielen), sondern das aus uns selbst gewordene, nicht immer mehr schöne, aber immer nur zu liebende und durch Liebe neu zu gewinnende Bild unserer eigenen Seele. Ob man eine Frau liebt, oder über Sonne und Mond ein Gedicht macht, oder Blumen und Berge in ihrer aufleuchtenden und verdunkelnden Pracht malt — es ist jedesmal dasselbe



Hermann Hesse, Montagnola.

Klein Jerusalem. Aquarell.



Hermann Hesse, Montagnola.

Rosige Stunde. Aquarell.

„An sein Herz ziehen“, dasselbe Umarmen, dasselbe Lieben! meint Hesse in der genannten Erzählung von „Klingsor“. Klingsor geht an dieser brennenden, flammanden Leidenschaft, alle Welt, alle Zeit, allen Raum in sich zusammenzufassen, zu Grunde; nicht so der Dichter selbst, der sein spätes und darum viel größeres (viel mehr als nur die Liebe zu einer Person und die persönliche Stellung umfassendes) „Wertherleiden“ mit einer wunderbaren Kindlichkeit überwindet. Das beweisen die schlichten lieben Bilder, die uns Hesse zu zeigen hat.

Es waren davon zuerst im Januar dieses Jahres in der Basler Kunsthalle ausgestellt. Eine kleine Anzahl feiner, farbenfroher Studien aus den frohen Gegenden des Tessin, dessen Häuser und Berge der Dichter gemalt hat, wie sie ihm am Wege lagen, oft von höheren Bergen hinabblickend auf die sich unter ihm ausbreitende große Landschaft. Und ebenso viel traumhaft innerliche Neugestaltungen

dieser Landschaften, wo das, was in den Studien nur reizend und verlockend war, als ein innerlich gesammeltes, Strich für Strich aneinandergegliedertes Bild herausgestellt wurde.

„Wundersame Aussichten in die Welt“, nannte man diese Bilderchen, Aquarelle, nicht viel größer als eine Handspanne, in denen die Welt von einer andern Seite dargestellt wurde, verwandelt gleichsam, wie sie einem wohl in Träumen erscheinen mag: Gruppen von Häuserchen, wo sich ein Haus aus dem andern herauslöst, als wären sie von feinem farbigem Kristall. Rebengärten darum mit üppigen Ranken, an denen sich Blatt um Blatt entfaltet, mit schweren Traubengehängen. Braune Wälder, blühende Felder und blaue Berge dahinter, weich und fließend, endlos. Wo das Ende zu sein scheint an den Hügelrändern, taucht schon ein neues leuchtendes Dorf auf. Da man es sieht, wird es näher kommen, größer werden: Weiße Kirche, grünlich und rötlich schimmernde



Hermann Hesse, Montagnola.

Häuser — ein neues Bild mit neuer Seeligkeit, wie sich im Traum ein Bild an das andere drängt.

Nichts ist starr, nichts tot in solchem Erlebnis: die Bäume schaukeln sich, als ginge ein weicher mächtiger Wind durch die Nester und lege alle ihre Blätter auseinander. In der „Telephonstange“ drängt die schlanke Größe: sie schlängelt in die Höhe. Zwischen den Weidenbäumen taucht der „blaue Mann“ (S. 515) mit einer urhaften Plötzlichkeit auf, wie im Märchen, wenn es plötzlich heißt: Ein alter Mann oder ein Zwerg sei neben den Kindern gestanden; sie hätten nicht gewußt, woher er so schnell gekommen. Nur etwas fügt sich nicht ein in solches bewegliches Wachstum: die Fabriken, die Hesse bisweilen malt. Auch da spürt man es, wie

Hesse auch diesen Erscheinungen „Liebe“ entgegenbrachte: die Ziegeleien atmen einen Farbenhauch wie von Pfirsichblüten; — aber wie sollte das, was so starr, so toter Mechanismus ist, lebendig werden können? Lebendiger sind die „Räusselfe“; beginnt ja in ihnen wieder ein Traum von Musik, Spiel und Klang.

Hesse malt Farben, die in der Natur nicht sind, — doch sind. Es kommt ja nur darauf an, daß aus dem Zusammentreffen, aus dem Nebeneinandersein aller Farben im Bilde in uns wieder eine gleiche Harmonie ausgelöst wird, wie sie auch draußen in dem Farbenjubel der wirklichen Natur ist.

Die Perspektive Hessescher Bildchen ist oft umgekehrt als sonst: der Fluchtpunkt aller Linien liegt nicht hinter dem Bilde,



Hermann Hesse, Montagnola.

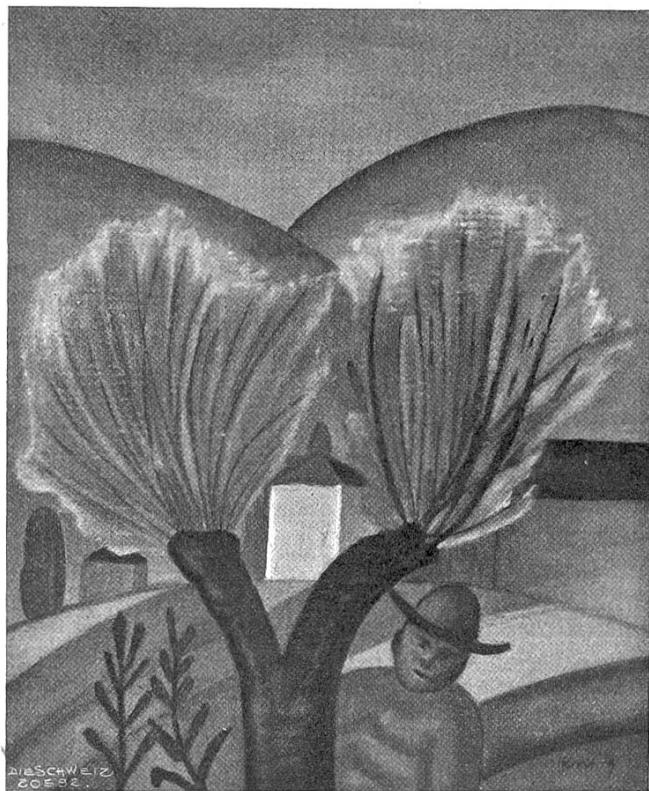
Abendwelt. Aquarell.

sondern vor ihm, gleichsam im Auge des Beschauers. Das ist nicht falsch, wenn wir es auch in der Schule anders gelernt haben. Die Mönchsschulen vor tausend Jahren hatten in ihren illustrierten Handschriften die gleiche Perspektive „nach vorne“, wie Hesse (man beschauet Bilder der „Bamberger Apokalypse“). Es hängt das mit dem andern Sehen, dem „Traumsehen“ zusammen. —

Neuerlich mag auch die Kenntnis japanischer Bildflächenkunst mitgewirkt haben.

Das traumhafte Sehen verändert die Objektivität. Damit löst es die Kunst von dem immer wieder gemachten Vorwurf bloßer Nachahmung. Die ferne Idealität „Gott“ verschwindet, die fremde Wirklichkeit „Natur“ löst aus vor der neuen Gegenwart „Seele“. Der träumende Mensch entwirft aus seiner Seele das Bild der Welt. Er wird Schöpfer. Ungeheure Verantwortungen treten an den schöpferischen Menschen: Daß das Bild der Welt, welches aus seiner Seele kommt, schön werde. Das kann es nur, wenn er selber, der ganze Mensch „schön“ ist.

Hermann Hesses Arbeit, ob er dichtete, ob er malte, ist eine Arbeit an der Seele. Was ist aber die Seele anderes als die immer wieder neue flüchtige Wandlung, der lebendige Odem zwischen Gestern und Morgen, die rettende Verwandlung aus dem Toten, Absterbenden, Starren in das flangvolle neue heutige Geschehnis zwischen Mensch und Mensch, Mensch und Welt, Mensch und Gott. Kunstwerke sind Taten solcher Verwandlung. Man soll sie messen an der Kraft ihrer Verwandlungsfähigkeit. Wie sehr auch Hesses Dichtung von dem schönen Gegenwartserlebnis befruchtet wurde, das sich uns in seinen Ge-



Hermann Hesse, Montagnola.

Blauer Mann. Aquarell.

mälden, den wundersamen Aussichten in die Welt, kundtat, davon zeuge eines der Gedichte, die neuerdings vom Berge „Montagnola“ kamen:

Der Maler.

Leider tragen Korn und kostet Geld,
Wiesen sind von Stacheldraht umlauert,
Notdurft sind und Habsucht aufgestellt,
Alles scheint verdorben und vermauert.
Aber hier in meinem Auge wohnt
Eine andre Ordnung aller Dinge,
Violett zerfließt und Purpur thront,
Deren unschuldvolles Lied ich singe.
Gelb zu Gelb, und Gelb zu Rot gesellt,
Kühle Bläuen rötlich angeflogen,
Licht und Farben schwingt von Welt zu Welt
Wölbt und tönt sich aus in Liebeswogen.
Geist regiert, der alles Kranke heilt,
Grün klingt auf aus neugeborener Quelle,
Neu und sinnvoll wird die Welt verteilt
Und im Herzen wird es froh und helle.

Sprüche.

Erst wenn dem Fuchs auch die am höchsten hängenden Trauben süß erscheinen, ist er weise.

Dieles, was nach Glück aussieht, ist nur ein „Faut-de-mieux“.

Gertrud Bürgl, Zürich.